

**Clara Eick, Catarina Sträter**  
**10. Kl., Montessori Oberschule Potsdam**

**Weit weg von mir**

Der Wind pfeift mir um die Ohren, doch hören kann ich ihn nicht. Ich zittere, obwohl der Regen mich noch nicht ganz durchnässt hat.

Ich sitze hier in 30 Metern Höhe auf einem Aussichtsturm im Internatsgelände, es ist Nacht und ich bin unglücklich. Vor mir der dunkle, im Wind sich wiegende Wald und das jetzt, nach ein paar Tagen, schon so gehasste Internat.

Ich kann immer noch nicht ganz begreifen, wie sich mein Leben in diesen wenigen Tagen so grundlegend verändern konnte.

Ich sitze hier, bin da und doch irgendwie nicht. Ich bin noch nicht angekommen; um ehrlich zu sein, ich will auch nicht ankommen!

So eine große Veränderung habe ich schon einmal erlebt. Damals bin ich acht Jahre alt gewesen, klein und habe niemals weiter voraus gedacht als an den nächsten Tag. Es war ein wunderschöner Morgen und wir waren mit dem Auto auf dem Weg zu Oma, als plötzlich ein riesiger LKW vor uns auftauchte. Dieser LKW nahm meiner Mutter das Leben und veränderte meines grundlegend. Mein Leben geriet völlig aus den Fugen und nichts war wie zuvor. So wie jetzt. Doch diesmal war es nicht der Tod, der die Veränderung brachte. Sie war auch nicht so plötzlich gekommen, sondern langsam und schleichend.

Mein Vater hatte eine neue Frau kennen gelernt. Sie war mir am Anfang noch sympathisch vorgekommen, doch mit jedem Tag verschlechterte sich meine Meinung über sie. Jetzt kann ich nur sagen: Ich hasse sie!! Sie hat mir alles genommen. Ich war glücklich, beliebt, führte eine Beziehung und hatte eine gute Verbindung zu meinem Vater, auch in der Schule keine weiteren Probleme. Kurz gesagt: ich war rundum zufrieden und mein Leben war ein Traum! Und jetzt sitze ich hier und kann meine Tränen nicht mehr zurück halten. Mein Blick schweift erneut über ihren Brief. Ab jetzt bin ich allein, ganz allein. Sie, Leonie, meine Freundin, hat mich verlassen. Ein kurzer Brief, ein paar Zeilen und das war's.

Ich höre Schritte auf der Treppe, doch leider viel zu spät. „Na, Fabian, heulst du schon wieder rum?“. Alle 5 Jungs aus meinem Zimmer stehen vor mir. David grinst hämisch und sagt: „Brauchst du vielleicht ein Taschentuch?“. Nett meinte er es nicht, nein. Schon am ersten Tag hatte er Spaß daran gefunden, mich zu ärgern.

„Ich habe noch eins, wenn du möchtest.“, sagt Marlon und greift in seine Tasche. Doch ein eiskalter Blick von David lässt ihn innehalten.

In unserem Zimmer gibt es eine Rangordnung, David und Thomas stehen ganz oben, gefolgt von Pablo und Leander und erst dann kommt Marlon. Ja, und ganz unten stehe natürlich ich. Was Thomas sagt oder tut, hat höchste Priorität. Es steht gar nicht zur Diskussion, ob man seiner Meinung ist oder nicht.

Am Anfang versuchte ich noch zu widersprechen, mittlerweile lasse ich es geschehen. Ich tue nicht das, was David oder Thomas sagen, aber auch nichts dagegen.

„Wann und wo ich weine, ist ja wohl meine Sache. Und ihr habt ja auch keine Ahnung, warum!“, erwidere ich und schaue sie herausfordernd an. „Was wollt ihr überhaupt hier?“.

„Wir dachten, wir leisten dir Gesellschaft in deiner Einsamkeit, wo wir doch jetzt deine einzigen Freunde sind.“ Sein Blick ist so spöttisch, dass ich sofort zu Boden schaue. „Oder irre ich mich?“ Ich gebe keine Antwort und David erwartet auch keine.

Er dreht sich um, geht und die anderen folgen ihm wie die Küken ihrer Mutter. Ich wische mir mit dem Ärmel einmal über die Augen und gehe auch.

Wie soll ich für die nächsten 2 Jahre hier leben können? Wäre es besser, ein Außenseiter zu sein, ohne Freunde? Oder sollte ich ihnen irgendwie imponieren, um dadurch Anerkennung zu gewinnen? Ein Freund, egal wie, bedeutet ja auch immer Rückhalt und Verständnis. Verständnis, das ist das, was ich im Moment am meisten brauche. Und ohne es zu wollen, muss ich wieder an Leonie denken...

Wenn ich die Augen schließe, meine ich sie zu spüren, sie zu riechen. Wenn es ein Parfum mit ihrem Duft gäbe, würde ich es kaufen und auf mein Kopfkissen sprühen. Und wenn es

einen Stoff gäbe, der sich wie ihre Haut anfühlte, würde ich mein Bettzeug damit beziehen. Wenn wir einander in den Armen lagen, fühlte ich mich unbesiegbar. Nichts konnte mich erschüttern, nichts, außer sie zu verlieren.

Ich öffne die Augen und spüre sofort wieder die Kälte. Wind und Regen. Ich stehe auf und trete an das Geländer der Aussichtsplattform. Ich starre in die Nacht hinaus, als könnte jeden Moment Leonies Gesicht aus den Wolken auftauchen. Regen peitscht mir ins Gesicht und vermischt sich mit meinen Tränen. Ich lasse den Kopf hängen und sehe den Boden unter mir. 30 Meter. Das würde genügen, um nicht mehr aufzustehen. Mein Vater und Leonie würden sich ihr Leben lang schuldig fühlen. Aber will ich das wirklich? Sicherlich nicht, denn dafür liebe ich sie immer noch zu sehr.

Als ich ins Zimmer komme, liegen die fünf Spastis schon im Bett. Nur auf meinem Nachtschisch brennt noch Licht. Auf meinem Kopfkissen liegen die Fotos von Leonie, die ich zwischen meinen T-Shirts, im Schrank, versteckt hatte. Die Arschlöcher müssen meine gesamten Sachen durchwühlt haben.

„Oh, Fabian, ich vermisse dich so“, höre ich eine künstlich hohe Stimme, aus einem der Betten. Sicherlich Thomas oder David. Die anderen Kichern dazu. Ich drehe mich nicht um, sondern sammle die Fotos ein und sage: „Wenn sie mich vermissen würde, hätte ich keinen Grund, traurig zu sein.“

Die Fistelstimme antwortet mir:

„Tut mir leid, Fabian, aber ich mag leider keine Heulsusen.“

Ich lege die Bilder in den Nachtschisch und gehe ohne ein weiteres Wort schlafen.

Am nächsten Tag laufe ich nach dem Unterricht direkt zum Aussichtsturm. Ich habe keine Lust auf Gesellschaft. Die einzige Person, die ich im Moment ertragen könnte, lebt ihr Leben, 30 Kilometer von hier, ohne mich.

Als ich auf die Aussichtsplattform trete, trifft mich fast der Schlag. An das Geländer gelehnt, steht Leonie und erwartet mich.

Unfassbar stehe ich da. Ich sehe nur ihr Gesicht, ihr Lächeln, das Strahlen ihrer Augen.

Ich bemerke wie eine neue, noch nie so empfundene Art von Glück in mir aufsteigt. Ein Glück, das mich erwärmt, eins, das ganz tief aus meinem Inneren kommt. Ich gehe wie in Zeitlupe auf sie zu. „Fabian!“ sagt sie. Den Ausdruck ihrer Stimme kann ich nicht deuten; ich hoffe, es war Sehnsucht. Ich strecke meine Hand aus, will sie berühren, will, dass alles wieder so wird, wie es einmal war. Doch plötzlich verschwimmt alles vor meinen Augen: „Leonie? Leonie?! Leonie!!“ rufe ich. Umso mehr ich versuche diesen Moment zurückzuholen, umso mehr verschwindet er. Jemand kneift mich in den Arm. „Fabi! Hey! Wach auf!!“ Vor mir nimmt alles langsam wieder Gestalt an, doch es ist nicht das, was ich sehen möchte. Es ist das Internatszimmer und Marlon hockt neben meinem Bett. Ich fange an zu realisieren, dass alles nur ein Traum war. Marlon reicht mir ein Glas Wasser und sagt: „Hier, trink, es wird schon wieder werden.“ Ich trinke und wir schweigen.

„Bei mir war es das Gleiche“, fängt Marlon dann leise an zu erzählen. „Alles war so neu, so ungewohnt, so...“ „...scheiße“, beende ich seine Gedanken. Es war das erste Mal seit langem, dass ich mich von jemandem verstanden fühlte. „Mhh, ja....aber eigentlich ist es auch alles eine Sache der Eingewöhnung. Du stehst hinter einem riesigen Baum, siehst nur den Schatten, der auf dich gefallen ist, nur die Dunkelheit, die dich umgibt, doch die Sonne ist da. Sie wird immer da sein!!“ Marlon spricht fast ein bisschen zu sich selbst. Ich gebe ihm das Glas zurück; „Danke“. Er lächelt nur und geht zurück in sein Bett.

Es dauert noch lange, bis ich eingeschlafen bin. Ich denke nach über das, was Marlon mir gesagt hat, über die Sonne, die ich nicht mehr zu sehen vermag und über all das, was in den letzten Tagen passiert ist. Auch am nächsten Tag, während des Französischunterrichts kann ich mich mal wieder nicht konzentrieren und blicke geistesabwesend aus dem Fenster. Da knistert es im Lautsprecher: „Pablo Andersen, Thomas Fris, David Fischer, Fabian Gadais, Leander van der Hoogdalen und Marlon Weiß ins Zimmer des Direktors, bitte!“ Es knistert wieder und die Stimme ist weg. Frau Strathoff sieht uns auffordernd an. „Na los, raus mit euch, wir wollen heute noch weiter machen mit dem Unterricht!“ 6 Stühle werden gerückt und

wir lassen uns wider der Aufforderung extra viel Zeit um unsere Sachen zusammen zu packen. Frau Strathoff stöhnt: „Allez! Allez! Allez! Oder wollt ihr noch eine Sondereinladung?“ Kaum sind wir draußen, packt mich Thomas am Kragen: „Haste gepetzt?“ „Nee“, antwortet Leander für mich. „Ist bestimmt wieder so ´n Gespräch, ob sich der Neue zurechtfindet und so!“ Wir laufen schweigend zu Herrn Blum, unserem Direktor. „Ich warne dich! Wenn du ein Wort sagst, bist du tot!“ Thomas schubst mich, als wir vorm Direktorenzimmer stehen und ich bin drauf und dran, auf ihn loszugehen, da öffnet sich die Tür. „Kommt rein, ich hab euch schon erwartet!“, begrüßt uns Herr Blum.

In der nächsten halben Stunde lügen wir hauptsächlich. Wir tun als wäre alles gut, heucheln Frieden und spielen die perfekten Zimmerkameraden. Gerade als ich kurz davor bin, alles das zu erzählen, was bei uns im Zimmer jeden Tag wirklich abgeht, klopft es an der Tür. „Haben Sie einen Augenblick Zeit? Wir haben mal wieder ein kleines Problem in der 10a.“ fragt eine mir noch unbekannte Lehrerin. „Natürlich“, antwortet unser Direktor und verlässt das Büro. Nach 2 Minuten Schweigen, mehreren bösen Blicken und einer angespannten Atmosphäre, sehe ich wie sich das Licht, das durchs Fenster hereinfällt im Schlüsselbunds des Direktors widerspiegelt. Mich durchzuckt es wie ein Blitz.

Das sind im wahrsten Sinne des Wortes die Schlüssel zur Anerkennung!! Ich bin mir sicher, dass keiner der Anderen jemals ein Auto gefahren hat. Gut, ich auch nicht wirklich, aber vielleicht kann ich mit dem, was mir mein Vater bisher gezeigt hat, ein Auto fahren. Grinsend nehme ich die Schlüssel, lasse sie in meine Tasche gleiten und sage: „Hey Jungs! Heute, 20.00 Uhr an Herrn Blums Auto, wir machen ´ne kleine Spritztour!“

„Leg' sofort die Schlüssel wieder hin“, sagt Thomas.

„Was?“, frage ich. Ich kann es nicht fassen, daß gerade Thomas einen Rückzieher machen will.

„Du sollst die Schlüssel wieder auf den Tisch legen.“

„Warum? Hast du Angst?“

„Wie bescheuert bist du eigentlich? Glaubst du, der merkt nicht, daß seine Schlüssel weg sind?“

„Das werden wir ja sehen“, sage ich draufgängerisch, „Wer Eier in der Hose hat, kommt heute Abend um acht zum Auto.“

Thomas guckt mich durchdringend an. Sein Blick scheint mir eine Mischung aus Haß und Respekt. Er überlegt wohl, wie er meiner Herausforderung begegnen soll. Doch bevor er etwas sagen kann, kommt die Sekretärin des Direktors ins Zimmer.

„Ihr könnt wieder zurück in eure Klasse gehen, der Direktor hat zu tun.“

Den Rest des Tages redet keiner mehr über die drohende Mutprobe. Um Punkt acht, stehe ich neben dem Wagen des Direktors. Außer mir ist weit und breit niemand zu sehen. Ich warte weitere zehn Minuten. Niemand kommt. Vielleicht sollte ich die Sache lieber lassen, den Schlüssel beim Direktor in den Briefkasten werfen und zu den anderen aufs Zimmer gehen. Daß sie nicht gekommen sind, sollte für den Sieg reichen. Um die Sache perfekt zu machen, sollte ich aber wenigstens eine kleine Runde drehen, dann könnte ich Thomas sicherlich mit noch mehr Verachtung begegnen. Aber was, wenn sie mich beim Direktor verpiffen haben. Vielleicht hat sich die Polizei in der Nähe versteckt und wartet nur darauf, daß ich den Wagen aufschließe, wartet, daß die Falle zuschnappt. Ich sehe mich noch einmal um, kann aber nichts Verdächtiges bemerken. Wenn ich ehrlich bin, klingt das aber auch zu sehr nach schlechtem Krimi. Trotzdem bin ich unsicher und beschließe das Schicksal entscheiden zu lassen. Ich hole mein Handy heraus und wähle Leonies Nummer.

Es klingelt, doch sie geht nicht ran. Sie kann auf dem Display sehen, das ich es bin. Entweder will sie nicht mit mir reden oder sie hat es einfach nur nicht gehört. Ich versuche es ein zweites Mal.

„Was willst du?“, begrüßt sie mich.

Allein der Klang ihrer Stimme läßt mich schlucken.

„Ich muß mit dir reden.“

„Rede.“

„Ich muß dich sehen. Ich bin heute Abend in der Stadt.“

„Ich glaube, daß ist keine gute Idee“, sagt Leonie, doch ihre Stimme verrät mir, daß sie nicht sicher ist.

„Du hast gesagt, daß wir Freunde bleiben können.“

Sie schweigt, denkt nach, sagt schließlich:

„Na gut. Komm zu mir, in einer Stunde.“

„Eine Stunde, kein Problem“, sage ich und weiß nicht, ob ich mich freuen soll. Die Strecke ist ganz schön weit, für jemanden, der noch nie wirklich Auto gefahren ist, doch ich schließe ohne weiteres Zögern den Wagen auf und setze mich hinter das Steuer. Zum Glück hat er keine Gangschaltung, sondern Automatik, da muß man nur Gasgeben oder bremsen.

Ich schaffe es vom Schulgelände herunter, ohne daß Polizei aus den Büschen springt oder ich irgendein Hindernis platt walze, doch kaum bin ich ein paar Hundert Meter weiter gefahren, wird mir der Weg versperrt. Meine Zimmergenossen haben sich quer über die Straße aufgestellt. Marlon und Pablo winken wie wild, als hätten sie Angst übersehen zu werden. Thomas und Daniel stehen direkt auf der Fahrbahn und versuchen cool zu wirken. Wenn ich jetzt Gas geben würde, hätte ich zwei Probleme auf einen Streich gelöst. Allerdings hätte ich mindestens ein noch größeres dazu gewonnen, also bremsen ich und lasse das Seitenfenster herunter.

„Hey! Mit euch hätt' ich ja nicht gerechnet. Los, kommt, steigt ein! Und für alle, die Schiss haben“, setze ich noch eins drauf, „ich hab ein paar Windeln im Kofferraum“ Ich lache, doch nur um meine Unsicherheit zu überspielen und stelle den Motor ab.

„Weißt du überhaupt, was alles passieren kann?!“, Marlon guckt mich entsetzt an.

„Na ja, ist doch bestimmt ein Mechanikauto wie ich unseren Direx kenne....Ist doch so, oder Fabi?“, fragt Thomas. Er spielt nervös an seinem Schlüsselbund herum. Ich nicke. Leander tritt näher an den Wagen. „Na und? Ob Mechanik oder nicht; wo ist da der Unterschied? Wir sollten die Sache lassen. Komm, Fabi, steig aus!“ Er öffnet die Tür des Wagens. „Seid doch ehrlich. Es ist keine Frage der Mechanik, sondern eine, ob ihr euch traut oder nicht“, erwidere ich. Ich stelle den Motor wieder an. „Ich fahr jetzt los und es ist mir scheißegal, ob ihr mitkommt oder nicht.“ Doch als die anderen immer noch keine Anstalten machen in den Wagen einzusteigen, werfe ich ihnen vor: „Am Anfang habt ihr noch einen auf obercool gemacht und seid auf mir herumgeritten und jetzt, wo's drauf ankommt, macht ihr einen Rückzieher.“ Kurze Zeit herrscht Stille und ich sehe den anderen an, wie sie mit dem Gedanken spielen, einzusteigen, wegzufahren, weg von hier. Doch andererseits ist da auch bei ihnen die Unsicherheit, die Angst.

Wie als wollte der Himmel unser Schicksal in die Hand nehmen, fängt es an zu regnen. Thomas läuft ums Auto herum. Ich denke schon, er will gehen, doch dann öffnet er die Beifahrertür und steigt ein. Zögernd folgen ihm auch die anderen. Zum Glück hört in diesem Moment keiner, wie schnell mein Herz vor Aufregung schlägt.

Schon nach einer Viertelstunde ist die Stimmung ausgelassen. Wir hören Musik, lachen und alles scheint, als kennen wir uns schon seit langem und sind gute Freunde. „Ich dacht' immer du seist übelst der Trottel und 'n totaler Angsthase.“, grinst Thomas. Wir lachen, ich fühle mich gar nicht mehr so ausgeschlossen und meine spöttisch: „Na ja, jetzt sind wir eben Trottel untereinander.“ Als wir in einen Tunnel einbiegen, unterbricht uns Leander in unserem Gelächter: „Hey! Was mir gerade einfällt; Herr Blum ist doch so'n krasser Zigarrenfanatiker...der hat bestimmt hier im Auto irgendwelche Vorräte.“ „Auf jeden, lass mal eine rauchen!“, grölt David. Alle existierenden Fächer, werden durchwühlt, bis auf das neben mir, denn ich muss ja fahren. Thomas beugt sich über mich. „Ich guck mal bei dir....“, sagt er und versperrt mir die Sicht. „Hey! Thomas! Geh weg, ich kann nichts mehr sehen!“, rufe ich erschrocken.

Doch es ist zu spät. Ich bekomme die Kurve nicht mehr, bremsen panisch und merke, wie das Auto aus der Fahrbahn geschleudert wird. In den letzten Sekunden, in denen die Tunnelwand immer näher auf mich zukommt, schießt mir ein unerträglicher Gedanke durch den Kopf. >Scheiße! Nur, weil ich ein bisschen Anerkennung wollte, müssen wir alle wahrscheinlich mit unserem Leben bezahlen.<

Das Letzte, was ich sehe, sind die erschrockenen und ängstlichen Gesichter der anderen im Rückspiegel Dann wird alles schwarz.

Das alles ist nun schon 3 Jahre her. Ich sitze ein letztes Mal auf dem Aussichtsturm des Internatsgeländes und lasse die letzten Jahre Revue passieren. Es ist so viel geschehen. Sachen, von denen ich niemals geglaubt hätte, dass sie sich noch zum Guten wenden würden und Sachen, von denen ich niemals geglaubt hätte, dass sie überhaupt geschehen würden.

Der Unfall veränderte Vieles: anfangs im Krankenhaus bangten wir noch um Thomas Leben, dann mussten wir uns den Folgen des Unfalls stellen, mussten Strafarbeiten erledigen, uns ewige Moralpredigen anhören, den zerschrotteten Wagen abarbeiten und hatten außerdem mit unseren Gewissen zu kämpfen. Doch es schweißte uns auch enger zusammen und ließ uns gute Freunde werden. Vor allem mit Marlon und Pablo verstand ich mich in den letzten Jahren sehr gut, die Rangordnung existierte nicht mehr wirklich, aber eine gewissen Anspannung blieb bis zuletzt. Ein Highlight gab es jedoch auch in dieser Zeit: Leonie und ich merkten beide, dass wir ohne einander nicht leben konnten. Was mich bis jetzt noch glücklich macht, ist, dass Leonie und ich wieder zusammen gekommen sind.

Der Wind peitscht um mich herum und ich ziehe mein Jacket an. Gleich ist das Abschlussfest, das letzte große Ereignis, bevor ich für immer das mir schon irgendwie ans Herz gewachsene Internat verlassen werde.

Ich höre Schritte, jemand legt seinen Arm von hinten um mich und gibt mir einen Kuss auf die Wange. „Kommst du, Schatz?“, fragt mich Leonie. Ich stehe auf und wir laufen Hand in Hand die Treppe runter.

„Schön, dass du wieder mal hier bist“, sage ich, „Ich habe dich echt vermisst. Du warst einfach zu weit weg von mir.“

+++